

König Belsazars vornehmer Gefangener

„Id(e)en des März“ im Münchner Prinzregententheater: Mysterienstück „Ludus Danielis“

Das Düsseldorfer Theater der Klänge präsentiert seit 1987 Rekonstruktionen und Neuinszenierungen historischer Theaterstücke und -formen: von der „Mechanischen Bauhaus-“ bis zur „Barocken Masken-Bühne“. Die Münchner Gruppe Estampie um Michael Popp und Sigrid Hausen macht alte Musik. Ein gemeinsames Projekt, das Mysterienspiel „Ludus Danielis“ von 1230 (verfasst von Studenten des Klosters von Beauvais) erwies sich soeben als eine der besten „Id(e)en des März“ (Münchner Prinzregententheater). Auf dem heutigen Stand von

technisch überzücktem epigonalem (Tanz-)Theater war diese schlichte Ur-Oper (Regie: Jörg U. Lensing) eine Wohltat.

Estampie seitlich auf der Bühne, alle sieben zugleich Orchester und Chor/Solisten für den gregorianischen Gesang. Die Tänzer-Darsteller auf einem erhöhten Podest: Belsazar, körpermächtig und mit sorgenbeladener Herrscher-Miene, bangt um sein Babylon. Schön wird der junge jüdische Prophet Daniel, vornehmer Gefangener an seinem Hof, hereingeführt. Der hübsche Knabe (Clemente Fernandez: wie

von einem ägyptischen Relief) entziffert nun das Menekel mit anmutiger Gebärdensprache: „Gezählt, gewogen, zu leicht befunden und verteilt“, während dazu auch der Daniel-Text kirchenhell erklingt (Phänomen Tobias Schlierf: Countertenor und Alt). Richtig prophezeit: Darius, der Perserkönig, ebenfalls männlich-prächtig bartgeschmückt, rückt an siegessicheren tänzerischen Schritts. Der Tanz ist gemessen statuarisch: Die aus dem indischen Tanz entlehene Erzählgestik ist begrenzt, aber dienlich. Und alle Darsteller halten eine gewisse

Spannung, auch im „indisch“ stilisierten Gesichtsausdruck. Vor allem fügen sich exotisierte Körpersprache und mittelalterliche Musik zu einem geschlossenen Ganzen. Schalmeien, Flöten, Fiedeln, Portativ, Drehleier, Trommel, Ud und Santouri dürfen auch mal arabisierende Abstecher machen. Und zwischen den Akten bekommen wir die Geschichte auch auf Deutsch erzählt, gewürzt mit volkstümlicher Komödiantik und kleinen zeitkritischen Anmerkungen – bis Daniel von Habakuk aus der Löwengrube gerettet wird.

Malve Gradinger

„Ludus Danielis“

Mehr Mittelalter

Das „Theater der Klänge“, 1987 in Düsseldorf gegründet, bemüht sich im Rückgriff auf unterschiedliche Theaterformen um ein zeitgenössisches Musik- und Tanztheater; in früheren Stücken hat man sich zum Beispiel mit der barocken Maskenbühne oder der mechanischen Bauhausbühne beschäftigt. Die jetzt im Prinzregententheater gezeigte Inszenierung von „Ludus Danielis“ ist ein alttestamentarisches Spektakel, das an die Tradition des mittelalterlichen Mysterienspiels anknüpft.

Der Text erzählt die Geschichte des jüdischen Propheten Daniel in der Löwengrube und basiert auf einer Handschrift von 1230; doch der von Michael Popp übersetzte Text wird nicht gesprochen, er wird in gregorianischen Gesängen vorgetragen; das klingt sehr archaisch und entwickelt zunehmend einen miraculösen Sog – zumal acht Musiker mittelalterliche Instrumente wie Portativ, Schalmei, Flöten, Glocken, Oud und Drehleier bearbeiten und dabei ganz ungewohnte Klänge erzeugen.

Das Besondere an dieser Aufführung ist das kontemplative Zusammenwirken

von Tönen und Tanz. Die minimalistischen Melodien und volksliedartigen Lieder werden von den bunt kostümierten Mitgliedern der Münchner „Estampie“-Companie in sehr anmutige Bewegungen übertragen; ihre streng ritualisierte Körpersprache orientiert sich, soweit erkennbar, an keinem klassischen Formenrepertoire. Weil die Geschichte aber am babylonischen Hof spielt, hat man sich unter anderem von indischen Tanzdramaformen wie der Mudra inspirieren lassen.

Um den Stoff nicht nur bibeltreu und bierernst zu inszenieren, läßt Regisseur Jörg U. Lensing schließlich zwischen den einzelnen Akten den szenischen Ablauf von Komödianten in bester „Commedia dell'Arte“-Manier kommentieren und parodieren. So entsteht am Ende nicht nur ein sehens- und hörenswertes, sondern auch ein lustiges und sinnliches Gesamtkunstwerk. SVEN SIEDENBERG

Süddeutsche Zeitung
16. 3. 95